

## Centralisation und Partikularismus.

Rede, gehalten am Geburtstage Seiner Königlichen Hoheit des Grossherzogs  
**Friedrich Wilhelm von Mecklenburg-Strelitz,**  
dem 17. Oktober 1885.



**Hochgeehrte Anwesende! Liebe Schüler!**

Die Feier des heutigen Festes, des Geburtstages Seiner Königlichen Hoheit des Grossherzogs, unsers allergnädigsten Herrn, beginnt billig mit einem Gebet, mit dem Aufblick zu Gott, dem Geber alles Guten, mit dem Dank, dass er auch in diesem Jahr den Vater unsers Landes beschirmt und bewahrt hat vor allem Übel, und der Bitte, dass er ihm ferner nahe sein möge mit seiner Gnade, dass er ihn behüten wolle auf allen seinen Wegen, dass er ihm die Kraft und die Weisheit erhalte, deren er nicht entraten kann in seinem schweren Beruf. Und dem Gebet folgt die Erneuerung des Gelübdes der Treue, das wir unserm Herrn geleistet haben; wie wir bei der Feier seines fünfundzwanzigjährigen Regierungsjubiläums es ausgesprochen haben, so wiederholen wir es heute: So treu wir allezeit stehen wollen zu Kaiser und Reich, ebenso treu halten wir auch fest an dem Fürsten, den Gott unserm Lande gegeben hat, und an seinem Hause. Und wieder wenden wir uns zum Gebet: Herr Gott, gieb du uns die Stärke der Einsicht und des Willens, dass wir deinen Segen in unserm Lande erkennen und entschlossen sind, ihn zu eigen zu behalten, ihn nicht leichtfertig hinzuwerfen wie etwas Wertloses und Nichtiges, dessen man sich ohne Schmerz, ja mit Freude entäussert. Denn wohl hören wir die Stimmen, die uns, was wir besitzen, verleiden möchten, die schelten und tadeln, was uns lieb und wert ist, die mit Verachtung sprechen von allem, was sich nicht gleich nach Millionen beziffert, und sagen: Wozu heutzutage noch die kleinen Staaten und Stätchen, die selbst diesen Namen eigentlich nicht verdienen? Wir haben ja das Reich, wozu denn die einzelnen Bundesstaaten? Der Einheitsstaat thut uns not; weg, weg mit allen Sonderbildungen!

Solchen Stimmen sollten wir schon deshalb unser Ohr verschliessen, weil sie uns mahnen wollen, etwas wider unsern Eid, wider unser gegebenes Gelöbnis zu thun. Wort-

brüchig wollen sie uns machen! Welchen Wert hat aber wohl ein Mann, der nicht bei seinem Worte bleibt! Haltlos und nichtig wird er für sein Leben, und niemals kann er die Schmach ganz tilgen, die er einmal auf sich geladen hat. — Doch noch eine andre Betrachtung muss uns veranlassen, von denen uns abzuwenden, die uns zur Untreue gegen unsern Herrn und unser Land verleiten möchten. Diese Betrachtung geht von dem Begriffe des Staates aus und führt uns sofort tief in die Geschichte der europäischen Völker hinein und auf die Unterschiede, die sich, entsprechend dem verschiedenen Charakter derselben, in ihrer Existenz und Entwicklung nicht nur in staatlicher Beziehung, sondern nach jeder Richtung hin zeigen.

Was ist der Staat? Der Staat ist, wie die Lehrer der Politik, der Lehre vom Staate, sagen, die Organisation des Volkes; die verschiedenen bestehenden einzelnen Staaten sind also die Organisation der verschiedenen einzelnen Völker. Diese Organisation kann sich nun verschieden weit erstrecken; sie kann alle Seiten des Lebens eines Volkes ergreifen, auf alle Lebensäußerungen jedes einzelnen Volksgenossen regelnd und bestimmend einwirken, oder aber einzelne Seiten des Lebens unberührt lassen, deren Ausgestaltung kleineren Kreisen anheimstellen. Die erstere Auffassung von der Bestimmung des Staates und der Ausdehnung der ihm zustehenden Befugnisse findet sich vor allem bei den Völkern des Altertums, die letztere bei den germanischen Völkern vertreten. Im Altertum\*) herrscht durchweg die Idee des omnipotenten Staates; indem der antike Staat alle Gebiete des Lebens sich unterthan macht und den ganzen Menschen für sich fordert, stempelt er jedes geistig selbständige, von der staatlich gegebenen Ordnung der Dinge abweichende Auftreten des einzelnen als Auflehnung gegen die Staatshoheit, gewissermassen als Hochverrat. Am schärfsten tritt diese antike Auffassung uns in dem spartanischen Staat entgegen, durch welchen sie, wie man gesagt hat, das Volk zu einem Orden umgestaltet hat: der Spartaner durfte nicht essen in seinem Hause, sein Gut nicht nutzen, wie er wollte, seine Kinder nicht erziehen, keinen Besuch empfangen und keine Reise unternehmen: er lebte nicht für sich, er lebte nur für den Staat. Auch die Religion, der Glaube an bestimmte Götter und die Formen ihrer Verehrung bildeten einen Teil der Verfassung jedes einzelnen Staates; wer hier von dem Hergebrachten sich trennte, wer zu der Auffassung eines reineren Gottesbegriffes gelangte, als die staatlich anerkannte Überlieferung ihn gestattete, wer gar öffentlich für die Ausbreitung einer solchen tieferen und weniger gebundenen Anschauung wirkte, der machte sich eines schweren Vergehens gegen die staatliche Ordnung schuldig und setzte sich der härtesten Strafe aus. Von diesem Gesichtspunkt aus wird uns z. B. die Verurteilung und Hinrichtung des Sokrates nicht nur begreiflich und entschuldbar, sondern sie erscheint uns vielmehr als so in der Natur der Sache begründet und selbstverständlich, dass wir uns nur über ihre späte Verhängung wundern. Und ähnlich wie in Griechenland dachte man

\*) Hier und mehrfach im folgenden ist zu vergleichen: Georg Kaufmann, Deutsche Geschichte bis auf Karl den Grossen, ein Buch, dem einzelnes wörtlich entnommen ist.



in Rom, das ja um den Ausgang der alten Zeit alle um das Mittelmeer wohnenden Völker in seinem Reich vereinigte und so in sich die Summe der antiken Kultur darstellt; weniger schroff vielleicht als der spartanische zog doch auch der römische Staatsgedanke alles in seinen Bereich und kannte keinerlei Schranke. So erklären sich hier aus demselben auch die zahlreichen Verfolgungen der Christen, deren Glaube nicht nur als eine Thorheit — die hätte man verzeihen können —, sondern als eine sträfliche, übermütige, durch nichts entschuldigte Auflehnung gegen die Staatsverfassung und namentlich, da die Christen selbstverständlich dem Bilde des Kaisers nicht göttliche Ehre erweisen wollten wie die anderen Staatsangehörigen, als direkte Missachtung der Person desselben, ja als Hochverrat erschien. Als dann später das Christentum Staatsreligion ward, bildete wiederum die von dem jeweiligen Staatsoberhaupte anerkannte Form desselben einen Teil der Staatsverfassung, als deren Verächter die Anhänger der anderen christlichen Sekten sich darstellten und verfolgt wurden.

Einem solchen Staate nun, der den ganzen Menschen in Anspruch nimmt, der alles Thun desselben auf allen Gebieten geistigen und leiblichen Lebens nach bestimmten von oben her gegebenen Normen regelt und leitet, haben die germanischen Völker von jeher widerstrebt. Ihr Staat muss dem Menschen freie Bewegung lassen; der Mensch soll nicht im Staate aufgehen, er soll noch etwas für sich sein. Ihre Staaten zerfielen in Teilstaaten, die Teilstaaten in Gemeinden, die gleichfalls dem Staate ähnlich organisiert waren und sich wie kleine Staaten fühlten; in der Gemeinde endlich war jedes Haus eine Burg und ein Reich für sich; nur in seltenen Fällen und unter Bewahrung feierlicher Formen durfte die Gewalt des Staates die Schwelle des Hauses überschreiten. War so der einzelne auch dem Staate gegenüber in seinem persönlichen Rechte geschützt, so konnte sich nun je nach den Naturanlagen der in dem Gemeinwesen Vereinigten ein reiches individuelles Leben entfalten, das keine Schablone kannte und je nach der örtlichen und zeitlichen Notwendigkeit die unter den gegebenen Umständen erspriesslichsten und angemessensten Formen und Gestaltungen schuf.

Diese beiden kurz charakterisierten Geistesrichtungen trafen nun auf einander, als deutsche Völker es unternahmen, im Gebiet des römischen Reiches ihre Staaten zu gründen; ihr Kampf und ihre gegenseitige Durchdringung bildet die Geschichte des Mittelalters und pflanzt sich in der Geschichte der Neuzeit bis auf unsre Tage fort. Selbstverständlich waren es Staaten nach germanischer Auffassung, welche die Vernichter des weströmischen Reiches gründeten; daher blieb in denselben den bisherigen Herren, den Römern, alles das als fernerer Besitz, was ihnen nicht als zum Bestehen des germanischen Staates unumgänglich für diesen notwendig genommen oder was nicht als für das Bestehen des germanischen Staates gefährlich überhaupt vernichtet werden musste. So blieb ihnen vor allem die Möglichkeit einer behaglichen materiellen Existenz, wenn ihnen auch zunächst die Möglichkeit eines eigentlichen politischen Lebens genommen wurde; aber auch diese erhielten sie wieder, als allmählich die verschiedenen Elemente der Bevölkerung der Staaten mit einander ver-

schmolzen, namentlich da, wo nicht die Verschiedenheit des Glaubens eine unheilvolle Erbitterung zwischen Römern und Germanen fort und fort wachhielt und nährte, also zuerst im Staate der Franken, dann auch in den Staaten der Burgunder, der Westgoten und der Langobarden. Hier traten Römer im Besitz von hohen kirchlichen Würden sehr bald an die Seite der germanischen Grossen und in gleichen Rang mit ihnen, ja grade sie wurden den germanischen Königen für deren Machtstellung gegenüber ihrem hohen Adel wertvoll. Allmählich bildete sich dann aus dem fränkischen Merovingerstaat die Universalmonarchie der Karolinger heraus, die alle lebenskräftigen Keime der abendländischen christlichen Kulturvölker in sich sammelte und grade durch diese Vereinigung und dadurch, dass sie die letzten bisher noch ausserhalb des Christentums gebliebenen deutschen Stämme zwang, sich diesem und ihrem Staat anzubequemen, die Gemeinsamkeit der Völkerinteressen und Völkerentwicklung in Europa begründete, welche das Mittelalter charakterisiert. Hier erstand zuerst wieder die Idee des römischen Reiches, dessen Krone dem fränkischen und später dem deutschen Könige als glanzvollster Besitz galt, dessen Kaiserwürde seinem Anspruch auf die leitende Stellung im Kreise der westeuropäischen Fürsten Geltung verlieh. Hier tauchte zuerst wieder eine Ahnung des römischen Staatsbegriffs auf, die freilich auf die deutschen staatlichen Verhältnisse wenig passte, wenn auch Karl der Grosse aus ihr die Forderung erhöhter Majestät seiner Stellung herleitete, aber auf andre Kreise übertragen und von ihnen ausgenutzt für deren Macht von der grössten Bedeutung ward. Denn während aus dem ursprünglichen einfacheren deutschen Staat allmählich in Folge namentlich der Zerreibung und schliesslich fast völligen Vernichtung des freien Bauernstandes der Lehnstaat erwuchs, in dem die Vasallen zu immer grösserer Macht sich erhoben, der oberste Lehnsherr zu immer grösserer Bedeutungslosigkeit herabsank; während in demselben in den Städten eine ähnliche Entwicklung sich Bahn brach, jede Stadt im Reich einen möglichst selbständigen Teilstaat zu bilden suchte und in der Stadt wieder jede Zunft sich mühte, von dem Gericht der Stadt sich frei zu machen und sich als ein besonderer Staat im Stadtstaat zu organisieren; während die ausserdeutschen Staaten mehr und mehr selbständig und unabhängig vom römischen Reiche deutscher Nation ihre eignen Wege zu wandeln begannen: gestaltete sich in der römisch-katholischen Kirche eben in Folge der Aufnahme des nur wenig modificierten römischen Staatsgedankens die Hierarchie, an deren Spitze der Papst in Rom stand, zu einer immer straffer, immer einheitlicher sich fassenden, immer unbedingter die ihr Angehörigen beherrschenden und darum immer furchtbareren Macht, welche dem Kaisertum mit der Zeit wenigstens den Anspruch auf die Weltherrschaft völlig aus den Händen nahm und diesem Anspruch wiederholt auch Erfolg zu verschaffen wusste. So zerbröckelte der deutsche Staat durch die Übertreibung seines eignen Principis; gleichzeitig erhob sich triumphierend über ihn die geistliche Monarchie des Papstes als Verkörperung des römischen Geistes, die in ihren Grundlagen freilich desto schwächer wurde, je mehr sie sich die Sicherung ihrer Herrschaft über die Welt und deren materielle Ausbeutung angelegen sein liess.



Da erfolgte um den Anfang der Neuzeit, die wir hauptsächlich, wenn auch nicht allein eben deswegen von da an rechnen, ein merkwürdiger, freilich schon lange angebahnter Umschwung auf beiden Gebieten. An die Stelle des völlig abgenutzten Lehnsstaates tritt der Beamtenstaat des absoluten Fürsten, dessen Berechtigung in der neu erwachten Erinnerung an die unumschränkte Gewalt des römischen Kaisers liegt, herbeigeführt durch das Studium und die Einführung des römischen Rechts in Deutschland und den übrigen europäischen Kulturstaaten. Oberflächlich betrachtet, wunderbar und für den Kundigen doch so erklärlich ist dabei der Umstand, dass dieser Wechsel wohl für die ausserdeutschen Staaten, z. B. für Spanien, Frankreich, die italienischen Staaten, und in Deutschland für die Stände des Reichs eintrat, aber für das Reich als solches nicht. Wie wäre das auch möglich gewesen! Zu einem Gewaltstreich, wie er dazu erforderlich war, reichte die kaiserliche Macht, reichte auch die Hausmacht des Kaisers bei weitem nicht aus. So gewann also im staatlichen Leben der römische Gedanke neue Kraft und wuchs und erstarkte mehr und mehr, bis er in unsrer Zeit bei uns wie schon früher in England wieder eine Beschränkung gefunden hat, die bei uns wenigstens zum Teil ihre Begründung findet in der historischen Erforschung der deutschen Vorzeit; gleichzeitig aber entledigte sich der deutsche Geist in der Reformation der Fesseln, die ihn auf religiösem Gebiet hemmten, er zerbrach die Herrschaft der Hierarchie und gewann die geistliche Mündigkeit, indem er jeden einzelnen von der Vormundschaft des Priesters, des Papstes befreite und ihn persönlich seinem Gott und Erlöser gegenüberstellte. Und dieser Sieg des individuellen Herzensbedürfnisses, der Sieg der Aufrichtigkeit und Wahrhaftigkeit über den hohlen Prunk und die Lüge, die sich dahinter versteckt, der Sieg des Wortes Gottes über anmassliche Menschensatzung, der Sieg des tief religiösen deutschen Geistes über den irreligiösen Formalismus der römischen Hierarchie hat sich wirksamer und bedeutender erwiesen als der Sieg des römischen Rechts in der Sphäre des Staatslebens. Denn was seitdem in Deutschland Grosses und Geniales erwachsen ist, das ist auf protestantischem Grund entsprossen; jede wahrhaft deutsche Schöpfung wurzelt in ihm. Darum bäumt sich auch heute noch der Grimm und Hass Roms gegen das evangelische Deutschland auf, der alte Kampf der weltbeherrschenden Roma gegen freie Germanen wird auch heute bei uns noch gekämpft; doch wills Gott, so werden wir wieder siegen wie zu Beginn der deutschen Geschichte.

Aber die romanischen Völker, Italiener, Spanier, Franzosen, hat der römische Geist sich unterworfen und beherrscht sie unbedingt und wird sie, wie es scheint, beherrschen bis ans Ende der Geschichte; sind sie doch dem überwiegenden Teil ihres Wesens nach ihm gleichartig, ja durch ihn erzeugt. Freilich hat er die Schärfe, die er im Altertum besass, sich nicht völlig bewahrt; denn er hat sich nicht ganz frei halten können von den Einflüssen anders gearteter Geistesrichtungen. Aber auf den verschiedensten Gebieten bethätigt er doch seine Gewalt. Vor allem auf religiösem Gebiet. Nicht nur, dass er die romanischen Völker nicht entkommen lässt aus den Ketten der Hierarchie, dass er sie noch heute blendet mit

dem Glanz äusserlichen Pompes, dass er ihnen Götzendienst zu bieten wagt anstatt Gottesdienstes; er hat in unsern Tagen sogar das Unerhörte möglich gemacht und sich selbst auf Gottes Stuhl gesetzt. Und auch auf staatlichem Gebiet zeigt er sich stetig wirksam; hier erscheint er als der Geist der Centralisation. Welche Erscheinung zeigt uns in dieser Beziehung z. B. die Geschichte Frankreichs? Seit dem Sturz des Lehnsstaates hat hier der Geist des absoluten Staates, die mechanische Centralisation der Volkskräfte in der Hand der Regierung, unter allen noch so schroffen Wechsellern der staatlichen Form die Oberhand bewahrt. Die Republik der neunziger Jahre des vorigen Jahrhunderts behandelte das Volk ebenso als gleichgültige Masse wie Ludwig XIV. vorher und Napoleon I. und die folgenden Gewalten nachher. All die gewaltigen Umwälzungen berührten doch nur die Oberfläche Frankreichs: das Regiment blieb im wesentlichen das gleiche. Immer hing alles ab von einem Willen, von einer grossen Centralbehörde.

Aber, könnte man fragen, ist das nicht ein ganz wünschenswerther Zustand? Warum soll man sich denn eine solche Centralisation nicht gefallen lassen? Entwickelt sie nicht unter allen Umständen eine viel grössere volkstümliche und staatliche Kraft, als die nationale Zerspaltung aufkommen liess, welche noch bis vor kurzem Deutschland zum Gespött des Auslandes machte? Die Frage ist scheinbar wohlberechtigt, aber auch nur scheinbar. Denn einmal lässt sich, wie die neueste Entwicklung der deutschen Geschichte gezeigt hat, als Gegensatz zu der unseligen Zersplitterung, die unser Volk in früherer Zeit ohnmächtig gemacht hat, sehr wohl noch etwas anderes denken als eine Centralisation nach französischem Muster; und zweitens ist diese Centralisation für deutsches Empfinden überhaupt nicht existenzberechtigt, weil sie sich nur aufbauen kann auf dem Grabe alles individuellen Lebens und jeder unmittelbaren persönlichen Wirksamkeit, weil sie den Menschen herabwürdigt zur einsichts- und willenslosen Maschine. Da sitzt die Generalintelligenz im Centrum und denkt für alle ihre Untergebenen, die ihrerseits nur Marionetten sind und sich bewegen müssen, je nachdem ihr Herr und Meister die Schnur zieht. Der Unterrichtsminister sieht nach der Uhr: in dieser Minute, weiss er, wird in allen höheren Lehranstalten des Staates in der einen Klasse der und der mathematische Lehrsatz erläutert, in der zweiten der und der Abschnitt der Geschichte erzählt, der Name, die Jahreszahl genannt, in der dritten von dem und dem Buche des Cäsar das und das Kapitel gelesen, jetzt grade diese Redensart erklärt. Und dabei soll für, den es angeht, in diesem Fall für den Lehrer noch ein freudiges und darum erfolgreiches Wirken möglich sein? Ferner, wer giebt denn die Gewissheit, dass der, welcher für alle denkt, nun auch richtig denkt, dass er alle einzelnen in Betracht kommenden Verhältnisse so genau kennt, dass er für alle die sachgemässesten Massregeln ergreift? Und schliesslich, fragen wir uns einmal aufrichtig: Ist denn dies Reglementieren von oben wirklich nötig? Giebt es denn nur einen einzigen klugen Mann in jedem Fach, und sind die andern alle nicht imstande nach einer allgemeinen Instruktion selbständig sachentsprechend zu handeln? Erzieht man sich durch eine so weit getriebene Centralisation nicht gradezu ein



Volk, das immerdar gegängelt werden muss, das auf jedes eigne Urteil verzichtet, das nur Vorgesagtes nachbetet, das der Phrase gehorcht? Sehen wir uns doch nur Frankreich an, wo dieses System herrscht! Wie steht es denn da? Ein Ort bestimmt das Leben des Landes, in ihm laufen alle Fäden des geistigen Seins der Franzosen zusammen, wer Paris besitzt, der hat den ganzen Staat; wer sich der Hauptstadt als Feind bemächtigt, wie das den Deutschen in diesem Jahrhundert schon dreimal begegnet ist, der bemächtigt sich des ganzen Denkens des gesamten Frankreichs, oder, wie sich die Franzosen grosssprecherisch ausdrücken, der eskamotiert das Gehirn Europas oder gar der Welt.

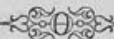
Ist es in einem solchen Lande möglich, dass neben der Hauptstadt sich kleine geistige Centren bilden, die wenigstens zeitweilig die Führung des Volkes übernehmen, so lange die günstigen Verhältnisse dauern, die sie geschaffen haben? In Deutschland ist diese Möglichkeit vorhanden, wie namentlich das berühmteste Beispiel dafür, die goldene Zeit Weimars zu Ende des vorigen und Anfang dieses Jahrhunderts, beweist, wie noch andre Beispiele jeden Tag wieder beweisen können, wenn sich die Gelegenheit dazu ergiebt. In Frankreich, in den romanischen Staaten überhaupt fehlt diese Möglichkeit; denn alles, was ausserhalb der Hauptstadt in irgend einem Fache in die Höhe kommt, kennt kein eifrigeres Bestreben, als möglichst bald nach dem Centrum des Landes zu gelangen, weil es nur da sein Glück machen, nur da in die richtige Beleuchtung rücken zu können meint. Mit einem Wort: richtiges Leben im ganzen Volk, nicht nur im Centrum, auch in der Peripherie, an jeder Stelle des Landes herrscht nur in einem Staat, der jedem Ort seine Ehre giebt, der nicht um jeden Preis centralisieren will. Und seitdem in Deutschland die Gefahr vermindert ist, die in früheren Zeiten aus der Übertreibung der deutschen Auffassung des Staatsgedankens entsprungen war, seitdem der nationale Staat sicher gestellt ist, der die Existenz der kleineren ihm angehörenden Gemeinwesen verbürgt, bilden diese, Erzeugnisse vielhundertjähriger Geschichte, eine dauernde Bürgschaft der unerschöpflichen Lebenskraft unsres Volkes, einen sprechenden Beweis für die Vielgestaltigkeit, den in den mannigfaltigsten Formen sich fallenden Schöpfungstrieb der deutschen Nation. Doch muss freilich eins dabei feststehen: nur in der Existenz des Ganzen wurzelt die Existenz der Teile; fällt das Ganze dahin, so ist auch der Bestand der Teile nicht nur unsicher, nein unmöglich. Aber so sicher wir auf die Dauer des Ganzen hoffen, so bestimmt ersehnen wir auch die Fortdauer individuellen Lebens in allen Teilen unsers Vaterlandes als beste Gewährleistung ewiger Jugend unsres Volkes, so gewiss erleben wir es von Gott, dass er es unserm erlauchten Landesherrn beschere, immer reicheres, volleres Sein aus seinem Volke emporquellen zu sehen, sich zur Freude, Deutschland zu Nutzen, Gott zur Ehre.



# Bescheidenheit.

## Rede zur Entlassung der Abiturienten,

24. September 1886.



Hochgeehrte Anwesende! Liebe Schüler!

Nicht immer freudige Gedanken sind es, die den Lehrer am Schlusse eines längeren Abschnittes der Schulzeit, am Schlusse eines Semesters im Hinblick auf das während desselben von seinen Schülern Geleistete und Gethane bewegen. Ist er zu Zeiten in der Lage, frohen Herzens auf das jüngst verflossene Halbjahr zurückzuschauen und voll freudigen Dankes seine Augen zu Gott emporzurichten, der ihm sein Werk wider Erwarten und weit über alle Hoffnung hinaus hat gelingen lassen: so hat er vielleicht zu andern Malen nur Anlass zu Kummer und Klage, zu Unzufriedenheit mit seinen Schülern und mit sich selbst; mit seinen Schülern, weil sie seinem redlichen Bestreben, sie zu fördern, nicht entgegengekommen sind, demselben mit Gleichgültigkeit, ja mit Trotz und Widerwillen geantwortet haben; mit sich selbst, weil er vielleicht nicht ohne Grund sich sagt, dass er nicht die richtigen Wege eingeschlagen habe, um das Gemüt seiner Zöglinge sicher zu treffen, ja dass er selber auf Augenblicke lässig und matt geworden sei in seiner Arbeit, die ihrer Natur nach ununterbrochene unbedingte Hingabe des ganzen Menschen verlangt, wenn sie von Erfolg begleitet sein soll. In den meisten Fällen werden freilich seine Gefühle gemischte sein; neben vielem Erfreulichen wird er einzelnes Schmerzliche zu verzeichnen haben oder andererseits neben vielem Schmerzlichen einzelnes Erfreuliche: hat er doch eine grosse Zahl von Zöglingen zu erziehen — wie sollten denn unter vielen Guten nicht einzelne Schlechte oder unter vielen Schlechten nicht einzelne Gute sich finden! Zudem finden sich ja auch gute und schlechte Eigenschaften vereint in denselben Persönlichkeiten!

Mir nun ist es in den beiden letzten Semestern meines Schullebens — ich sage meines Schullebens, nicht meines amtlichen Lebens — so gegangen, dass die trüben Eindrücke sehr



viel tiefere und nachhaltigere gewesen sind als die erfreulichen. Ich müsste ja undankbar sein, wenn ich leugnen wollte, dass ich oft grosse Freude empfunden habe bei dem Guten, das mir aus dem Kreise der Schüler entgegengetreten ist, bei der Gutherzigkeit, die ich bei den meisten, bei dem Fleiss, den ich bei vielen, bei der Aufrichtigkeit, die ich bei manchen gesehen habe; aber diese freundlichen Erfahrungen sind durchaus aufgewogen, ja weit, weit überwogen durch so tief schmerzliche Erlebnisse, dass ich sagen muss: Etwas, was mir grösseren, mehr ans Herz greifenden Kummer, bittereres Weh verursacht hätte als sie, ist mir in meinem Leben noch nicht begegnet. Ich führe hier nicht weiter aus, welcher Art diese Erlebnisse gewesen sind; genug, dass sie in meinem Leben so gut wie in dem andrer Betroffener von der grössten Bedeutung sind.

Etwas anderes ist es vielmehr, wovon ich heute eingehender sprechen, einer der vielen Mängel unsrer Zeit überhaupt ist es, den ich hier erörtern möchte. Nach den Beobachtungen, die ich namentlich in letzter Zeit anzustellen Gelegenheit gehabt habe, scheint es mir, als ob voran unsrer Jugend oder wenigstens einem Teil derselben, aber nicht allein der, grade herausgesagt, die Bescheidenheit abhanden gekommen wäre oder wenigstens abhanden zu kommen drohte. Ungemessene Ansprüche auf Grund irgend welcher eingebildeter Vorzüge der Abstammung oder der gesellschaftlichen Stellung ohne irgendwie erhebliche eigene Leistung — das ist bei vielen das Charakteristische des Auftretens, des Benehmens. Aber, wirft man mir vielleicht ein, steht es denn in der That so schlimm? Der Augenschein zeigt uns doch ein ganz anderes Bild als das von dir entworfene. Wann haben die jungen Leute den Hut so tief abgezogen wie heutzutage, wann sind sie so zuvorkommend und liebenswürdig gewandt in Gesellschaft gewesen wie jetzt? Früher, ja, da gab es wohl ungeleckte Bären, die keinen Schliff, keine Manieren hatten; aber heute ist das viel besser geworden. Da weiss jeder Primaner und Sekundaner, wie er Älteren gegenüber aufzutreten, wie er namentlich gegen Damen sich zu benehmen hat. Hast du schon jemals einen solchen fehl gehen sehen? Wenn nicht, so stimme mit ein in das Lob: O der bescheidene junge Mann! — Wer so spricht, verwechselt die beiden Begriffe Bescheidenheit und äussere Höflichkeit. Letztere ist freilich für den gesellschaftlichen Verkehr eine grosse Annehmlichkeit; aber eigentlichen sittlichen Wert hat sie doch nur, wenn sie auf Höflichkeit der Gesinnung beruht, die sich mit wahrer Bescheidenheit auf das engste berührt. Rein äusserliche, angelernte Höflichkeit ohne jenen tieferen Hintergrund ist denn auch nicht ohne Gefahr für die sittliche Entwicklung: sie verleitet zur Unwahrheit, zur Heuchelei, zur Erweckung falschen Scheines. Aus jenen äusseren Formen also, die vorhin genannt wurden, allein kann auf das wirkliche Vorhandensein wahrer Bescheidenheit nicht geschlossen werden.

Ist letztere denn so unbedingt nötig? höre ich einen andern fragen. Wenn mir recht ist, sagt kein Geringerer als Goethe: Nur die Lumpe sind bescheiden — und wer möchte wohl ein Lump sein! Freilich sagt Goethe das; ob er das aber in dem eben gebrauchten Sinn angewandt sehen möchte, das ist eine Frage, die erst der Untersuchung bedarf.

Was heisst denn überhaupt Bescheidenheit und wer ist bescheiden? Wollen wir uns den Begriff der beiden Wörter klar machen, so müssen wir sie uns etymologisch nahe zu bringen suchen. Das Verbum *bescheiden*, von dem beide herkommen, ist von *scheiden* abzuleiten und bedeutet wie dieses „trennen“, sodann „auseinandersetzen, genau angeben, erklären; Bescheid geben; unterscheiden; an den gehörigen Platz stellen; festsetzen, an- oder zuweisen“. Bescheiden ist danach derjenige, der sich bescheidet, der sich von andern trennt, weil er seine und ihre Eigenart richtig auffasst und abschätzt, darum sich auch nur das ihm wirklich Zukommende zuspricht und zuwendet und andern das Ihre, ihr Recht und ihre Ehre lässt; und Bescheidenheit ist nicht nur die Fähigkeit, sondern auch die Geneigtheit, bescheiden zu handeln. Beiläufig bemerke ich, dass im Sprachgebrauch des Mittelhochdeutschen die Bedeutung beider Wörter sich noch weiter entwickelt hat: da bezeichnet das Adjektiv *bescheiden* einen Menschen, der weiss, was sich gebührt und was die Umstände erheischen, der auch demgemäss handelt, verständig, rücksichtsvoll, — andererseits auch festgesetzt, bestimmt, deutlich; und *bescheidenheit* bedeutet gebühliches und kluges Handeln, Verständigkeit, Einsicht, Vernunft, aber auch ein Aufschlussgeben, ein Bescheidgeben über irgendwelche wissenswerte Dinge. *Vridankes bescheidenheit* ist der Bescheid, der Aufschluss, den ein Freidenker nach bestem Können und Wissen über die Dinge dieser Welt giebt. Im Neuhochdeutschen ist, wie man sieht, die Bedeutung der in Frage stehenden Wörter eine viel beschränktere als in der früheren Sprache: die so oft zu machende Beobachtung wiederholt sich auch hier, dass der ursprüngliche allgemeinere Begriff mehr und mehr sich verengt und schliesslich zum Specialbegriffe wird. Ich erinnere zur Erläuterung dieser Bemerkung nur daran, dass mittelhochdeutsch *dû lûhgezît* jedes beliebige Fest sein kann, während bei uns die Hochzeit nur ein ganz bestimmtes Fest, das Fest der Eheschliessung, ist, dass in der alten Sprache *dû ê* die ewige Ordnung, lange geltendes Recht, überhaupt Gesetz bedeutet, während unsere „Ehe“ ganz bestimmt nur das gesetzliche Verhältnis des Bundes zwischen Mann und Frau bezeichnet.

Bescheiden also, um es zu wiederholen, ist der, welcher sich bescheidet, welcher in seiner Auffassung von seinem Können und in seinen Ansprüchen an das Leben in den ihm durch seine Persönlichkeit und ihre Eigenart gezogenen Grenzen bleibt, welcher also auch in stande ist, seinen Nebenmenschen die ihnen gebührende Ehre und Anerkennung zu gewähren und die ihnen durch ihre Eigenart gesicherten Rechte zu achten. Dazu ist freilich völlig nur befähigt, wer völlige Selbsterkenntnis besitzt, und das ist eine seltene Ware. Nicht jeder kommt wie Sokrates zu der Überzeugung: Ich weiss, dass ich nichts weiss; aber je höher der einzelne steht, je bedeutender er ist, je grössere Anforderungen er an sich selbst stellt, desto besser weiss er auch zu beurteilen, wie weit er stets hinter dem ihm vorschwebenden Ziele zurückbleibt, wie wenig es ihm anstehen will, von seinem Thun viel Rühmens zu machen. So sind die wahrhaft grössten Menschen gleichzeitig die bescheidensten, weil sie die Endlichkeit, die irdische Begrenztheit ihres Wirkens am besten empfinden; ein



scheinbar grosser Mann, der diese Begrenztheit nicht anerkennen will, ist in der That nicht wahrhaft gross, weil er sich selbst überschätzt. Andererseits aber ist auch nicht zu verlangen, dass der Bescheidene sich unterschätzt. Bescheidet er sich richtig, so wird er auch seinen eignen Wert richtig anschlagen und von seinem wirklichen Verdienst sich nichts abstreiten lassen; bescheidet er sich richtig, so wird er es nicht an der ruhigen Selbstachtung fehlen lassen, die auf dem Bewusstsein tüchtiger Leistungen beruht. Der wirklich und richtig Bescheidene freut sich also des von ihm Vollbrachten, ohne doch dasselbe in ungebührlicher Weise vor die Augen der Mitlebenden zu rücken, dasselbe ihnen aufzudrängen oder dafür in jedem Augenblick von ihnen ungetheiltes Lob zu verlangen. Dessen bedarf er nicht; trägt er doch in seinem Innern das ruhige, aber stärkende Bewusstsein seines Wertes, das ihn über den Mangel an Beachtung durch andre, ja über offenbare Nichtachtung hinweghebt. —

Wie passt denn nun zu dieser Ausführung der vorher beigebrachte Goethesche Spruch? Anscheinend freilich sehr wenig; aber hören wir ihn doch nur erst zu Ende! Vollständig lautet er: Nur die Lumpe sind bescheiden, Brave freuen sich der That. Da nachgewiesen ist, dass die wirklich Bescheidenen, die den Kreis ihres Wirkens richtig abschätzen, ebenfalls Genugthuung über ihre Thätigkeit empfinden, so ist klar, dass Goethe mit den Braven nur diese gemeint haben kann. Somit kann das Prädikat bescheiden, das er den Lumpen beilegt, nicht in dem Sinne genommen sein, in dem wir es bisher aufgefasst haben; wir müssten denn Goethe die Thorheit zutrauen, einen handgreiflichen Widerspruch vorzubringen. Was heisst das „bescheiden“ bei Goethe denn aber sonst? Zweifellos zielt der Dichter mit diesem Ausdruck auf die sog. falsche Bescheidenheit. Diese, die nur der Schein der wahren Bescheidenheit ist, die auch ganz unberechtigten Ansprüchen des Nächsten gegenüber die berechtigtesten Ansprüche der eignen Person völlig zurücktreten lässt, die das Lob, das ihr zukommt, niemals in Empfang nehmen mag und es doch so gern hört, die sich ziert und dreht und wendet, ist allerdings ein Zeichen von Charakterschwäche und Mangel an Wahrheitsliebe; und wer diese Fehler besitzt, den pflegt man ja wohl einen Lump zu nennen. So besagt also der Goethesche Vers: Nur charakterlose Menschen zeigen jene falsche Bescheidenheit, die nur eine Liebedienerei ist; wer wirklich tüchtig ist, der freut sich auch seiner Arbeit und ihres Erfolges, wie er sich der Arbeit anderer freut und ihnen neidlos die Anerkennung zollt, die ihnen gebührt.

Ist demnach wahre Bescheidenheit eine Zier aller wirklich bedeutenden Menschen, ein Beweis für die sittliche Durchbildung dessen, der sie besitzt, so ist andererseits Unbescheidenheit das Kennzeichen einer traurigen sittlichen Unbildung, der durch alles positive Wissen, durch allen äusseren Schliiff glatter und gefälliger Formen nicht abgeholfen wird. Sie wurzelt in der Rohheit des Gemüthes, das nur den Regungen der gemeinsten Selbstsucht folgt, nur diese als berechnete Motive anerkennt, und steht auf gleicher sittlicher Stufe mit der Undankbarkeit, mit der sie auch durch den beiden gemeinsamen Grundtrieb zusammenhängt. Es ist daher eine Forderung der Sittlichkeit an jeden, der zu den Gebildeten ge-

rechnet zu werden wünscht, dass er es lerne, wahre Bescheidenheit zu üben, dass er zu diesem Zwecke sich selbst und seine Stellung in der Welt und zu seinen Nebenmenschen recht erkenne. *Γνωθι σεαυτόν* — das Wort ist schon vorher genannt, aber es kann nicht oft genug wiederholt werden —: erkenne dich selbst in deinen Leistungen und Mängeln nach der Seite des Wissens und nach der Seite des Wollens, der Sittlichkeit; beschönige keinen deiner Fehler vor dir selbst, suche dich nicht zu hintergehen, sondern strebe aufrichtig und ernstlich nach der vollen Wahrheit über dich — dann wirst du auch Bescheidenheit lernen.

Diese Mahnung ergeht auch an Sie, meine lieben Schüler, die Sie im Begriff stehen, unsre Schule zu verlassen und auf der Universität die Fachbildung für den Beruf Ihres Lebens zu beginnen. Das Streben nach Wahrheit auf dem Gebiete des Wissens, nach immer vollkommenerer Erkenntnis derselben, haben Sie schon hier geübt; auf der Hochschule werden Sie dasselbe weiter verfolgen, und trotz aller positiven Kenntnisse, die Sie sich aneignen mögen, werden Sie bald immer lebendiger und deutlicher die Endlichkeit und Beschränktheit alles menschlichen Wesens fühlen und bekennen. Bleiben Sie aber dabei nicht stehen; übertragen Sie den Eifer des Forschens auch auf sittliches Gebiet; suchen Sie einzudringen in die Geheimnisse Ihrer eigenen Natur und ziehen Sie die Folgerungen für Ihr praktisches Thun daraus, welche die Gerechtigkeit fordert: dann werden Sie nicht nur treue und brauchbare Jünger Ihrer Wissenschaft, sondern auch Lieblinge der Menschen werden und segensreiche Vorbilder für viele.

Dazu gebe Gott seinen Segen!





# Leichtsinn.

## Rede zur Entlassung der Abiturienten,

28. September 1888.



Hochgeehrte Anwesende! Liebe Schüler!

Ein bedeutungsvoller Abschnitt des Schullebens nicht nur, sondern bei mehreren der hier Anwesenden des Lebens im ganzen ist es, vor dem wir in diesem Augenblicke stehen; handelt es sich doch bei uns allen, die wir die Schule bilden, um den Übergang von einem Schulsemester zum andern, um das Eintreten in neue Arbeit und den Versuch, weitere, höhere Aufgaben zu lösen, bei vielen um die Frage, ob sie das zunächst ihnen gesteckte Ziel erreicht haben oder ob sie zu neuem Anlauf ihre Kräfte zusammenfassen müssen, bei den wenigen, die heute die Schule verlassen, um das Einschlagen ganz neuer Bahnen, um ein Abreißen der bisher innegehaltenen Lebensgewohnheiten und den Beginn eines in den meisten Beziehungen von dem bisher geführten völlig verschiedenen Daseins. Da ist es erklärlich, wenn wir das Bedürfnis fühlen, uns auf uns selbst zu besinnen und uns zu fragen, wie wir zu den uns gestellten Aufgaben stehen, ob es uns gelungen ist, ihnen gerecht zu werden, oder ob wir uns gestehen müssen, dass wir mehr oder minder weit entfernt von dem Ziele geblieben sind. Bei einer aufrichtigen Selbstprüfung kann die Antwort auf diese Frage nicht zweifelhaft sein; die meisten werden bekennen: Nein, wir haben die Erwartungen nicht erfüllt, die von uns gehegt werden durften — ja auch die, welche glücklich am Ende des Kursus einer Klasse oder am Ende der Schullaufbahn überhaupt angelangt sind, werden, wenn sie ehrlich sein wollen, zugeben, dass es ihnen bei ununterbrochen treuer, sich nicht leicht mit sich selbst begnüglicher Arbeit möglich gewesen wäre, der Vollkommenheit immer noch näher zu kommen. Was ist es denn nun gewesen, was die einzelnen gehindert hat, ihren Kräften entsprechend fortzuschreiten?

Zunächst die jedem Menschen inwohnende Unlust zu arbeiten, die angeborene Trägheit, die Bequemlichkeit des Fleisches, das dem Geist nicht gehorchen mag, wenn dieser auch die Notwendigkeit der Anstrengung erkannt hat. Und sodann der Leichtsin, der sich über die Aufgabe des Tages hinwegsetzt, weil sie eben nur Aufgabe eines Tages ist, der nicht bedenkt, dass aus lauter einzelnen Tagen das Jahr und das Leben sich zusammensetzt; der Leichtsin, der meint, dass einmal keinmal sei, und der nicht zugeben will, dass dem ersten fröhlichen Einmal mit einer gewissen zwingenden Notwendigkeit eine ganze Reihe von nochmaligen Einmal folgt, bis schliesslich aus all den Einmal eine süsse Gewohnheit des Lebens und des Geniessens geworden ist, die man nicht mehr aufgeben mag und die doch das Dasein vergiftet.

Es fällt mir nicht bei, hier ein tadelndes Wort zu sagen gegen den leichten Sinn, der namentlich der Jugend so wohl ansteht und ihr über ihre kleinen Kümernisse hinweghilft, wie er es ihr ermöglicht, auch verhältnismässig grosse Aufgaben frisch und unverzagt anzugreifen. Wer möchte eine mürrische, verdrossene, philiströse Jugend! Nein, wer jung ist, soll munter und leicht in die Welt hineinsehen: blaut ihm doch der Himmel, lacht ihm die liebe Sonne, grünen und blühen ihm doch in Wald und Au all die Bäume und Blumen, rauscht ihm der Bach und weht ihm der Wind, und stehn ihm doch all seine Kameraden bereit, an ihnen seine Kräfte zu erproben! Wer diesen, den eigentlich und wahrhaft jugendlichen Sinn, stören oder verbannen wollte, wahrlich, er nähme die Poesie aus dem Leben! Auch die Poesie der Arbeit. Denn die beruht darin, dass die Aufgabe mit Begeisterung erfasst, dass auch das alltöglichste Thun mit idealem Feuer ergriffen und durchgeführt wird, — und wie kann das einer, der schweren Sinns dahergeht, dem die Fähigkeit fehlt, auch einmal in thörichter Freude über sein Dasein seinen Jubel in alle Welt hinauszujuchzen! —

Aber mit diesem jugendlichen Frohsinn, dem besten Besitz, den der Mann in spätere Jahre sich hinüberretten kann, — denn er macht ihn auch im Greisenalter jung und bewahrt ihm gesunden Geist auch in krankem Körper — mit diesem Frohsinn hat der Leichtsin, den ich als gefährlichen Feind unsrer Jugend kennzeichnete, nichts zu thun. Dieser Leichtsin ist nicht harmlose Freude am Schönen, nicht berechnete Genugthuung, die aus dem Gefühl der in Anfechtungen bewährten Kraft entspringt; er ist vielmehr die in scheinbar harmlose Formen sich kleidende, darum aber um so gefährlichere und um so grössere Verwüstungen anrichtende Sucht zu geniessen, die das Pflichtgefühl tötet und damit allmählich, aber mit erbarmungsloser Sicherheit den Menschen dem Verkommen und Verderben überliefert, dem es nicht gelingt, den Umschlingungen dieses Dämons sich zu entreissen. Bei scheinbar geringfügigen Dingen setzt dieser Feind unsrer Jugend zunächst ein: wenn einmal eine Kleinigkeit versäumt wird, um einen erlaubten Genuss zu ermöglichen, was kann das schaden! Das nächste Mal wird schon anstatt eines erlaubten ein unerlaubter Genuss erstrebt, und die kleinen Pflichtversümnisse werden zu grossen und immer grösseren. So



kommt es schliesslich dahin, dass das Dasein des Jünglings, der solchem Fluch verfallen ist, ein vollständiges Scheinleben wird; dem Taumel des Genusses kann und mag er nicht entsagen, seinen Pflichten kann er daneben nicht genügen, — so ist er mit einer gewissen Notwendigkeit auf allerlei unerlaubte Hilfsmittel, auf Täuschung, Lug und Trug angewiesen, die er dann allmählich seinem weit und weiter werdenden Gewissen als völlig unschuldige Notbehelfe darzustellen lernt. Die Hohlheit eines solchen Seins, das den Stempel der Unsittlichkeit an der Stirn trägt, kann wohl eine Zeit lang verborgen bleiben; aber endlich wird sie doch erkannt, weil sie sich all zu deutlich in ihren Folgen äussern muss. Wenn dann vollends aus dem Schüler ein Student wird, wenn der Leichtsinn es nicht mehr nötig hat, sich zu verkleiden, sondern ungestraft sich als das zeigen kann, was er ist, — dann gehört später schon eine gewaltige Erschütterung des ganzen Menschen durch tief in sein Leben eingreifende Ereignisse oder eine ganz besonders feste und in ihren tiefsten Grundlagen nicht antastbare geistige Gesundheit dazu, um das gänzliche Verderben und Versinken aufzuhalten, — und wer dürfte darauf bauen, dass er diese Gesundheit besitzt!

Ungezählte Mengen von Jünglingen, die zu den besten Hoffnungen berechtigten, sind auf diese Weise zu Grunde gegangen; Tausende von liebenden Vater- und Mutterherzen sind in unaussprechlichem Weh gebrochen, weil ihr Liebstes rettungslos im Sumpf sich verlor, — und begonnen hatte das Unglück mit Kleinigkeiten, die nicht beachtet wurden, weil sie eben nur Kleinigkeiten waren. Liebe Schüler, wollt ihr auch diesen Weg gehen? Nein, nein, ihr dürft nicht und sollt nicht; das tägliche Gebet derer, die euch lieben, ringt um eure Seele: o eilt ihren Wünschen entgegen, sammelt alle Kräfte eures jungen Lebens und reisst euch los von dem Schlendrian, der euer besseres Teil zu ersticken droht! Lasst in euch den Gedanken der Pflicht stark werden, die kein Ermatten kennt, der Tag und Nacht gleich gilt in dem Erfüllen ihrer Aufgabe; denkt an das Vorbild, das die ersten Kaiser des neu geeinten Deutschlands euch gegeben haben von Pflichttreue bis in den Tod, bis zum letzten Atemzug des gequälten Leibes! Und solltet ihr wirklich schon die ersten Schritte auf der abschüssigen Bahn des Leichtsinns gethan haben, so lasst euch durch die Folgen eures Thuns schrecken und lasst, sofern ihr einmal freie Männer werden wollt, die Scham über das Geschehene den wirksamen Zwang sein, der mehr leistet als alle äussere Nötigung. —

Mit besonderem Gewicht wenden sich diese Worte an Sie, meine lieben Schüler, die Sie im Begriffe stehen, aus dieser Anstalt auszuschneiden. Sie haben jetzt die Schuljahre hinter sich und treten hinaus in freiere Verhältnisse, in denen Ihnen niemand eine bindende Vorschrift macht über Ihr Verhalten in Leben und Studium als allein Gott, Ihre Eltern und Ihr eignes Gewissen. Doch Ihre Eltern werden meist fern von Ihnen sein; um so näher halten Sie sich Gott und seinem Gebot, und um so eifriger hören Sie auf das, was Ihr Gewissen Ihnen sagt. Noch ist es nicht erstorben; es mahnt Sie und warnt und erinnert Sie auch in diesem Augenblick als Widerhall meiner Stimme an dies und das, was Sie gethan oder unterlassen haben, was Sie hätten unterlassen oder thun müssen; es straft Sie, ich weiss

es und sehe es Ihnen an, um manchen geheimen Streich des Leichtsinns, von dem ich nichts erfahren habe und nichts erfahren will. Ersticken Sie diese Stimme nicht; sie will Ihr Gutes, sie meint es um so besser mit Ihnen, je unbequemer sie Ihnen wird, je energischer sie den besseren Teil Ihres Ich aufrüttelt. —

Sie, lieber — — —, haben in dem Jahre, während dessen Sie unsre Schule besucht haben, mit Erfolg danach gestrebt, die Lücken in Ihrem Wissen auszufüllen, deren Sie sich damals bewusst waren, als Sie zu uns kamen. Wir wünschen Ihnen, dass es Ihnen auch in Zukunft gelingen möge, das Ziel zu erreichen, das Sie sich setzen: ein tüchtiger Arzt zu werden, der imstande ist den Leiden und Nöten des irdischen Theils der Menschheit abzuhelfen. Das ist nur möglich, wenn Sie Ihre Aufgabe von vorn herein mit Ernst und Entschiedenheit angreifen und jede Versuchung von der Schwelle Ihres Herzens abweisen. Wir hoffen, dass Ihnen das gelingt.

Ihre Schullaufbahn, lieber — — —, haben wir nicht ohne Sorgen und Bangen verfolgt, und nicht ohne Sorgen entlassen wir Sie in die Welt, der Sie schon lange mit einem guten Teile Ihrer Interessen und Ihres Seins angehören. Sie kennen die Sorgen, von denen ich spreche: wir wollen hoffen, dass unsre Sorgen für Ihre Zukunft unbegründet sind, wie schliesslich unser Bangen um Ihre Existenz auf der Schule es gewesen ist. Sie haben eine grosse Aufgabe vor sich. Sie kennen sich selbst genug, um zu wissen, dass Ihnen das Lernen nicht grade schwer fällt: um so grösseren Anforderungen werden Sie genügen müssen; denn wem viel gegeben ist, von dem wird man viel fordern. Sorgen Sie, dass diese Ansprüche erfüllt werden; es ist jedes Menschen Pflicht, sein Pfund nicht zu vergraben. Und noch an eins lassen Sie mich heute Sie erinnern. Ein alter Spruch sagt: Noblesse oblige. Denken Sie an die Aufgabe, die Ihnen durch diesen Spruch gestellt wird Ihrer Familie und Ihrem Vaterlande und Volk gegenüber, in allen Lagen, in denen Sie in Versuchung kommen könnten, nur nach der Laune und Leidenschaft des Augenblicks zu handeln; es wäre eine Schmach, wollten Sie sich unwürdig zeigen. Doch Sie wollen es nicht, das weiss ich; so gebe Gott Ihnen zu dem guten Willen auch das feste Können.

Sie, lieber — — —, haben uns durch die Entschiedenheit und Stätigkeit des Fleisses, mit der Sie in den letzten Jahren zu so schönen Resultaten gelangt sind, viele Freude bereitet. Fahren Sie so fort; so werden Sie, das hoffen wir, Ihrem Beruf zur Zierde erreichen und der Schule Ehre bringen, die Sie erzogen hat. —

Und somit, meine lieben Schüler, entlasse ich Sie mit den besten Segenswünschen aus der Anstalt, der Sie bis heute angehört haben, und empfehle Sie dem allmächtigen Schutz unsers Vaters im Himmel. Leben Sie wohl.





## Treue.

### Rede zur Entlassung der Abiturienten,

27. September 1889.



#### Hochgeehrte Anwesende! Liebe Schüler!

Es ist erklärlich, dass bei einer Veranstaltung wie der heutigen, wo Zöglinge unsrer Anstalt von uns sich scheiden und ins Leben hinaustreten, die lange Jahre unsrer Schule angehört haben, unsre Betrachtungen an Verhältnisse und Vorkommnisse sich anknüpfen, die dem Schulleben eigentümlich sind, die also naturgemäss auch denen nicht fremd sind, welchen wir jetzt unsre letzten Wünsche auf ihre neuen Pfade mitgeben wollen. Dass aber, was in der Schule zwischen Lehrern und Schülern vorgeht, nicht immer erquicklich ist und oft weder der einen noch der anderen der beteiligten Seiten besondere Freude verursacht, liegt in der menschlichen Natur begründet: Lehrer und Schüler müssten ja Engel sein, wenn es anders wäre. So darf es nicht befremden, wenn ich hier oft in den Kreisen der Schüler im allgemeinen, dann im Kreise der einzelnen Klassen, und zwar je höher hinauf, desto zahlreicher, desto energischer sich kundgebende Bestrebungen berühre, die zeitweilig dem auf Wahrheit dringenden Lehrer die grösste Ratlosigkeit, die grösste Betrübnis bereiten, ja ihn gradezu an der Wahrheitsliebe der Jugend überhaupt zweifeln lassen können. Ich bemerke voraus, dass ich nicht von Ereignissen spreche, die gestern oder vorgestern, die überhaupt in der letzten Vergangenheit geschehen wären; die Schüler, welche bei solchen Fällen, wie ich sie meine und gleich näher bezeichnen werde, beteiligt gewesen sind, werden wissen, auf welche Thatsachen ich ziele, und das ist genug. Ich meine aber Folgendes: irgend eine Unordnung ist in irgend einer Klasse vorgekommen, und es gelingt nicht, den Thäter sofort ausfindig zu machen. Wendet man sich nun an die Klasse und fragt nach dem Schuldigen, so erlebt man es fast stets, sobald der Gesuchte sich nicht selbst meldet — und das ist leider

sehr oft nicht zu erreichen —, dass auch die Klasse den Dienst versagt und es nicht über sich gewinnt, den, der vielleicht Strafe und Schmach über alle seine Genossen bringt, zur Selbstanzeige zu zwingen. Man sollte denken, die Jugend hätte Mittel genug, um ein solches Geständnis des mehr oder minder Belasteten — es handelt sich in solchen Fällen ja meist um Kleinigkeiten, die ihrer Natur nach nicht schwer geahndet werden können, bei denen es nur auf die Feststellung der Wahrheit ankommt, — um ein solches Geständnis sofort herbeizuführen; die Klassengenossen brauchten dem Feigling, der nicht den Mut hat, sich zu seinen Thaten zu bekennen, nur unzweideutig ihre Verachtung zu beweisen, den Verkehr mit ihm abzubrechen, sich um ihn auch in der Schule nicht weiter zu kümmern — so würde wohl der Erfolg nicht ausbleiben. Denn nichts erträgt der Mensch so schwer als die Missachtung der ihm Gleichstehenden. Aber das geschieht eben nicht; teils scheut der Knabe und Jüngling an sich die ihm aus solchem Grunde zu hart scheinende Verfehmung eines Genossen, die er doch sonst in seinem Kreise aus viel leichter wiegenden Ursachen zu bewirken sich nicht bedenkt; teils übt — und das ist die Hauptsache — der Gedanke seine Wirkung auf ihn, dass es eben ein Klassengenosse, ein Mitschüler ist, um den es sich handelt: es wäre schändlicher Verrat, meint er, wenn er den im Stich lassen, wenn er dem nicht mit allen erlaubten und unerlaubten Mitteln heraushelfen wollte. Ein Anpetzer — wehe ihm! Der würde verachtet, in der Wertschätzung seiner Genossen vernichtet sein, nicht der Feigling, der doch in Wahrheit die Ehre seiner Klasse, seiner Schule schändet.

So verkehrt ein solches Verhalten einer Klasse ist, so sehr es in ihrem eignen Interesse liegt, dem nach Wahrheit suchenden Lehrer zu Hülfe zu kommen; so erklärlich ist es andererseits doch, wenn unsre Schüler durchweg so und nicht anders handeln. Sie zeigen in solchem Thun in der Verzerrung eine Tugend, die unser Volk von jeher am höchsten geschätzt hat, die es als die ihm besonders eigentümliche Tugend rühmt, die Treue. Von ihrem Genossen wollen die Schüler nicht lassen der feindlichen Gewalt gegenüber, als die ihnen der Lehrer erscheint; jenem gilt es Treue zu erweisen, möge kommen, was da wolle, sei es auch auf Kosten der Wahrheit und der Selbstachtung!

Treue! Was ist denn Treue? Das bewusste und nicht zu erschütternde Festhalten an Verhältnissen, in die der einzelne durch seine Geburt hineingestellt oder aus freiem Entschluss eingetreten ist, an Personen, an die ihn Bande des Bluts oder das eigene Gelübde fesseln. Wenn der natürliche Mensch wie das Tier nur den Trieb der Selbsterhaltung kennt und dem eignen Ich und seinem Behagen, seinem Begehren, seinen Leidenschaften alles andre unterordnet, setzt ein Verhältnis der Treue zwischen zwei Personen oder von einer Person gegen Dinge und Zustände die Fähigkeit der Selbstentäußerung, der Entsagung, unter Umständen der völligen Aufopferung des eigenen Seins als notwendige Bedingung voraus. Wem das Vermögen abgeht, hinter das Wohl eines anderen das persönliche Belieben, die eigene Bequemlichkeit zurücktreten zu lassen, für einen anderen oder für einen idealen Besitz, für die Heiligkeit seines Wortes, wenn es sein muss, selbst sein Leben ein-



zusetzen, bei dem kann von Treue nicht die Rede sein, dessen ganze Anlage versteht deren Begriff nicht. Und doch liegt auch in dem natürlichen Menschen, ja selbst in dem Tiere, zum mindesten in vielen Tieren, der Keim der Anlage zur Treue, der nur entwickelt zu werden braucht, um wenigstens bis zu einem gewissen Grade die Treue selbst zu zeitigen. Wer kennt nicht die treue Liebe so mancher Tiere zu ihren Jungen! Doch die ist in der Blutsverwandtschaft, in dem jedem Wesen angeborenen Streben nach Erhaltung der Art begründet und hört auf, wenn das Junge kräftig und gross genug geworden ist, um selbst für sich sorgen zu können. Anders ist es schon mit der Treue z. B. des Hundes gegen seinen Herrn. Da haben wir in der That eine Art ethischen Verhältnisses, das sich auf Leistung und Gegenleistung aufbaut und zeitlich nicht beschränkt ist. Aber von wirklicher Treue kann doch nur da gesprochen werden, wo dem, der Treue übt, ein Verständnis davon innewohnt, was er thut und weshalb er es thut, bei dem Menschen. Sonach ist die Treue eine ganz eigentümlich menschliche Eigenschaft, und Simon Dach hat Recht, wenn er singt:

Der Mensch hat nichts so eigen,

So wohl steht ihm nichts an,

Als dass er Treu' erzeigen

Und Freundschaft halten kann.

Indessen sind die verschiedenen Menschen verschieden beanlagt, nicht nur intellektuell, ihren Verstandeskräften nach, sondern auch moralisch, in Bezug auf ihr mehr oder weniger geläutertes und festes Wollen; und solche Verschiedenheiten bestehen nicht nur zwischen den einzelnen Menschen, sondern auch zwischen den grossen natürlichen Menschengemeinschaften, den Völkern. Da zeigt sich nun in dem einen Volkscharakter eine grössere Empfänglichkeit für den Begriff der Treue als in dem anderen, hier ein feineres Empfinden, ein zarteres Gewissen in dem Festhalten am Gelobten als dort; und doch gilt der begründete Vorwurf der Treulosigkeit überall als eine Schmach, die Entehrung bringt. Bekanntlich nennen die Römer die Karthager mit Vorliebe treulos; sie bezeichnen freilich oft Handlungen so, die wir nur als Beweise grösserer Verschlagenheit betrachten würden und die sie sich selbst, wo Ähnliches auf ihrer Seite geschieht, durchaus nicht übel nehmen. Und dabei zeigt ihre eigne Geschichte eine ganze Reihe unzweifelhafter, durch nichts zu bemäntelnder Treulosigkeiten, die sie sich im Interesse ihres Staates ihren Feinden gegenüber erlaubten.

Andrerseits rühmen die Römer so ziemlich von ihrem ersten Zusammentreffen mit den Germanen an deren Treue, deren Festhalten am gegebenen Wort, deren Herzenslauterkeit und gradsinnige Einfalt, die sich selbst unter Verhältnissen bewährt, unter denen auch dem hochsinnigen und edel denkenden Römer, nicht nur dem römischen Durchschnittscharakter, das Verständnis dafür ausgeht. So berichtet Tacitus in seiner Germania, in der er seinen Volksgenossen ein Bild des Lebens und Treibens ihrer furchtbarsten Feinde entrollt, als hätte er geahnt, dass durch sie das römische Reich fallen sollte, und vor ihnen und ihrer unverdorbenen Jugendkraft warnen wollen: „Die Deutschen lieben das Würfelspiel ausser-

ordentlich und betreiben es mit solcher Leidenschaft, dass sie, wenn sie alle ihre Habe verspielt haben, auf den letzten Wurf ihre Freiheit und ihre eigne Person setzen. Wer unter diesen Umständen verliert, tritt freiwillig in die Knechtschaft ein, wird Sklave des Gewinners und lässt sich ohne Widerrede fesseln und verkaufen, mag ihm auch grössere Kraft die Möglichkeit zeigen, seine Freiheit gewaltsam zu behaupten; so gross ist ihre Hartnäckigkeit und ihr Eigensinn in einer verwerflichen Sache: sie selbst nennen es Worthalten, Treue.“ Und derselbe Tacitus schildert das allein auf gegenseitige Treue gegründete Verhältnis des Gefolgherrn und der Gefolgschaft zu einander, das die Grundlage fast aller germanischen Staatenbildungen im Mittelalter geworden ist, das Verhältnis von dem Herrn und seinen Mannen so: „Wenn es zum Kampf kommt, so ist es für den Gefolgherrn schimpflich, irgend jemandem an Tapferkeit nachzustehen, für das Gefolge schimpflich, dem Herrn an Tapferkeit nicht gleichzukommen. Das ganze Leben der Mannen aber schändet es, wenn der Herr im Kampfe fällt und das Gefolge nicht auch fällt, sondern den Kampf überlebt: den Herrn zu verteidigen und zu schützen, die eignen tapferen Thaten seinem Ruhme dienstbar zu machen, ist die hauptsächlichste Pflicht des Gefolges. Der Herr kämpft für den Sieg, das Gefolge für den Herrn. Andererseits erwartet das Gefolge von der Freigebigkeit des Herrn das kriegerische Ross, die blutige und siegreiche Lanze, die es in den Kriegen furchtbar macht.“

So erscheinen gleich in den ersten Jahrhunderten ihres geschichtlichen Auftretens die Germanen als eine Menschenart, bei denen eine Art von Treue selbstverständlich ist, welche die Römer nicht kennen oder die sie als Thorheit verwerfen. Dass dabei die durch die natürlichen Beziehungen, durch Blutsverwandtschaft gebotene Treue ebenfalls bewahrt bleibt, gilt als zweifellos; es müsste denn sein, dass die durch die Natur bedingte Treue mit der aus späteren Verpflichtungen sich ergebenden in Streit gerät. Da kann ein Konflikt der Pflichten entstehen, der tragisch enden muss.

Wie die Treue und die Treuhézigkeit den Eintritt der Deutschen in die Geschichte begleitet, so bleibt sie auch in der Folgezeit das Ideal des deutschen Volkes. Das beweisen vor allem die mittelalterlichen Volksepen der Deutschen, besonders das Nibelungenlied. Dieses, keinem einzelnen Dichter zuzuschreibende, aus dem Schoosse des Volkes selbst geborene Heldengedicht ist, wenn es auch von sich selbst erklärt, es singe, wie liebe mit leide zu jungest lönen kan, doch recht eigentlich das hohe Lied der deutschen Treue. Treue der Herren und Mannen, Treue des Freundes zum Freunde, Treue der Gattin gegen den Gatten, Treue bis in den grausigsten Tod ohne alle Rücksicht auf die eigene Person ist das ergreifende Thema, welches dieses einzige Lied in allen denkbaren Variationen abwandelt. Und dass es an dem Furchtbarsten und Herzerreissendsten nicht fehle, bringt es einen der herrlichsten Helden, den edlen Markgrafen Rüdiger von Bechlaren, in den erschütternden Kampf der Treue mit der Treue. Der Königin Kriemhild hat er sich gelobt; wie die Burgunden zum Hofe Etzels ziehen, nimmt er sie freundlich auf und verspricht, seine Tochter



dem jungen Giselher zur Gemahlin zu geben: und dann entspinnt sich zwischen seiner Herrin Kriemhild und seinen Gastfreunden, den Burgunden, der Verzweiflungskampf, in dem er Partei ergreifen muss, wenn er nicht hier oder da treulos werden will. Zwei Pflichten stehen gegen einander; welcher soll er folgen? Sein Herz zieht ihn auf die Seite der Burgunden, aber älter ist die Treue, die er der Königin gelobt hat, — ist sie doch nur auf sein Wort dem Werben Etzels gefolgt; so leistet er gebrochenen Mutes der älteren Pflicht Genüge, die ihn an Kriemhilde bindet, und kündigt den Burgunden die Freundschaft auf. Aber in dem Widerstreit der Pflichten, den er praktisch lösen muss und doch seelisch nicht lösen kann, zerbricht des starken Mannes treues Gemüt; durch seine Treue zur grässlichsten geistigen Qual gezwungen stürzt er sich verzweiflungsvoll in den Kampf, in welchem der Tod durch seines Gastfreundes Gernot Hand ihm die Erlösung bringt. —

So stellt das Nibelungenlied das Ideal des deutschen Volkes von der Treue auf und liefert damit für das Gemüt der Deutschen einen besseren und schlagenderen Beweis als Ilias und Odyssee zusammen für das Gemüt der Hellenen. Hier ist wirklich ein aus dem tiefsten Herzen und dessen reinsten Regungen entsprungener tragischer Konflikt, der den besten Helden erbarmungsloser Vernichtung weiht. Welcher tragische Vorwurf des Altertums könnte sich diesem, was Wahrheit und Grösse betrifft, ebenbürtig an die Seite stellen!

Und weiter zieht sich durch des deutschen Volkes Gemüt und durch sein Erinnern der Klang von bewahrter Treue. Aber nicht das allein; er tönt auch in seiner Geschichte hell und rein und füllt aller echten Deutschen Herz mit stolzer Wonne. Oder ist es nicht ein herzerquickendes Glück zu sehen, wie in früheren Zeiten und wie auch noch heute ein Fürst auf dem Throne seinem Volke Treue um Treue bietet und leistet? Was war es anders als dies, was den grossen Kurfürsten, Friedrich den Grossen, unsern grossen Kaiser Wilhelm zu den überwältigenden geschichtlichen Erscheinungen gemacht hat, die sie in der That sind! Sie gaben in Treue ihr ganzes Leben und Sein dem Staat hin, an dessen Spitze sie die Vorsehung gestellt hatte, und ernteten als schönsten Lohn die Treue ihres Volkes.

Aber klagt man, die Treue will aus dem Leben verschwinden; wohin man sieht, findet man verletzte Treue, gebrochenes Wort. Schon Walther von der Vogelweide klagt von seiner Zeit:

Diu sunne hât ir schîn verkêret,  
untruwe ir sâmen ûz gerêret  
allenthalben zuo den wegen:  
der vater bî dem kinde untruwe vindet,  
der bruoder sînem bruoder liuget,  
geistlichez leben in kappen triuget,  
die uns ze himel solten stegen;  
gewalt gêt ûf, reht vor gerihte swindet.

War es vor 700 Jahren so, wie der Dichter sagt, wie könnten wir es heute anders erwarten! Wenn aber thatsächlich die Verhältnisse so stehen, so ergiebt sich aus ihnen an

alle, die ein Herz für unser Volk haben und dessen bestes Empfinden rein erhalten möchten, die dringende Forderung, dem einbrechenden Verderben zu wehren und die Zukunft der kommenden Generationen retten zu helfen. Das kann der einzelne aber nur, wenn er sich selbst rein und treu hält.

Aber wem sollen wir die Treue wahren? Zunächst Gott, der uns erschaffen, und seinem Sohn, der uns erlöst hat, der uns zuerst Liebe und Treue bewiesen hat, ihm, den unsre Vorfahren als den grossen Gefolgsherrn in den Wolken des Himmels daherfahrend dachten, umgeben von seinen getreuen Mannen, den Jüngern, den Märtyrern und allen lieben Engeln. Wie der milde Herr uns Gnade um Gnade giebt aus der Fülle seines Reichthums, so sollen wir ihm treu sein und bleiben. Weh dem, der fahnenflüchtig wird oder zur Seite schwenkt, wo er in der Reihe bleiben sollte! —

Treu sein sollen wir weiter dem Vaterlande, das uns Gott gegeben hat, dem Herrscher, der es lenkt, unsern Eltern und Geschwistern, in deren Mitte wir durch die Geburt gestellt sind, den Freunden, die uns umgeben; treu nicht am wenigsten uns selbst. Selbständig und folgerichtig und dabei doch milde und voll Verständnis oder Nachsicht für anders denkende, den eigenen Charakter und die eigne Sinnesart nie verleugnend, so handelnd, wie das zarteste Empfinden unsers Gewissens es uns ermöglicht, bewähren wir die Treue, die wir von uns zu fordern haben. Treue wollen wir üben auch in unserm Thun hier in der Schule. Zuvörderst in der Arbeit, die unsre nächste Aufgabe hier ist, ihr in der Arbeit an euch selbst, liebe Schüler, wir Lehrer in der Arbeit an euch. Sodann ihr unter einander, aber in höherem, edlerem Sinne, als ihr gewohnt seid, so, dass der eine das wahre Beste des andern im Auge hat und fördert, nicht nur das vermeintliche. Endlich wollen wir Treue halten unter einander, ihr zu uns und wir zu Euch; wir wollen nie vergessen, dass wir Mitglieder derselben Genossenschaft sind, dass eure Ehre die unsre und unsre Ehre die eure ist und dass wir alle aus allen Kräften für die Ehre des Ganzen zu wirken haben, dem wir angehören, der Schule. Kommt, lasst uns heute den Bund erneuern, den ihr durch euern Eintritt in die Schule mit uns geschlossen habt, und lasst uns geloben: Treue um Treue! Herr Gott, gieb uns Kraft, festzuhalten an diesem Gelöbniß, auch hierin unsres Volkes uns würdig zu beweisen und uns treu zu zeigen all unser Leben lang! —

Ich bin überzeugt, dass Sie, meine lieben Schüler, die Sie jetzt unsre Anstalt verlassen wollen, uns die Treue wahren werden, von der ich sprach. Haben Sie doch schon hier Treue bewiesen. So beweisen Sie sie weiter Zeit Ihres Lebens in allen Verhältnissen, in die Sie eintreten mögen; stets sei es Ihr höchster Ruhm, wahr zu sein und treu! — Mit diesem Wunsch entlasse ich Sie von der Schule; sei Gott weiter mit Ihnen! Amen.



Was es von 700 Jahren vor uns her, was können wir es heute anders  
 erweisen? Wir sind eben dazwischen die Verhältnisse so stehen, so ergibt sich was ihnen zu



# Die Herren der Welt.

Rede zur Entlassung der Abiturienten  
am 27. März 1890.



Hochgeehrte Anwesende! Liebe Schüler!

Es ist eine oft gehörte Behauptung, für einen akademisch gebildeten Menschen, nicht minder für einen Menschen, der nach Ablegung der Reifeprüfung einem praktischen Beruf sich widmet, gebe es gar keine schönere und glücklichere Zeit als die wenigen Tage, die zwischen dem Bestehen der Maturitätsprüfung und dem Eintreten in die neuen Verhältnisse liegen: kehre doch ein so heiter sorgloses Aufatmen von bisher die Brust beengendem und zusammenschnürendem Druck, ein so fröhliches, durch keine trübe Ahnung, keine qualvolle Erinnerung gestörtes Geniessen des Augenblicks, ein so zuversichtliches und siegesgewisses Vorempfinden erfolgreichen Wirkens in einer herrlichen Zukunft voll rosigen Lichtes und goldenen Schimmers im ganzen Leben nicht wieder. Ich will das Bestreben, diese Zeit als die allerglücklichste des ganzen irdischen Daseins hinzustellen, auf seine Berechtigung nicht allzusehr prüfen; es möchte sich ergeben, dass eine solche Anschauung an erheblicher Übertreibung krankt: indessen wird so viel unter allen Umständen zugestanden werden müssen, dass thatsächlich diese Zwischenzeit zwischen ehrlich vollendeter und abgethaner — und noch nicht wieder begonnener Arbeit einer von den schönsten Abschnitten des menschlichen Daseins ist. Der Jüngling sieht sich an einem bestimmten, nicht ohne Mühe und Anstrengung zu erreichenden Ziel angelangt, das für seine ganze geistige Entwicklung und für seine Aus- und Hineinsicht in die Zukunft von der allergrössten Bedeutung ist, da sich an den Besitz der erworbenen und durch das Bestehen der Prüfung als vorhanden bescheinigten allgemeinen Bildung für ihn sehr erhebliche Rechte knüpfen. Dazu kommt noch Folgendes. Bisher hat er seine Arbeit nach den von dem Gymnasium aufgestellten Vorschriften regeln müssen; wenn es ihm auch nicht verwehrt war, in seinen Mussestunden nach

freier Neigung diesem oder jenem Lieblingsstudium nachzugehen, so war doch solche Musse knapp bemessen und somit ein völliges Sichvertiefen in einen Gegenstand eigener Wahl ausgeschlossen: jetzt sieht er nicht nur die Möglichkeit und die Erlaubnis vor sich, nein, man erwartet es von ihm und betrachtet es als seine Pflicht, dass er, nachdem er nach freier und unbeeinflusster Selbstbestimmung die Wahl des Berufes getroffen hat, völlig dem Zuge seines Herzens nach einem bestimmten, von ihm selbst nach bestem Ermessen zu ungrenzenden Arbeitsfelde folgt und seine junge Kraft im Wettbewerb Gleichstrebender freudig erprobt. Bisher hat er sein Verhalten nach den Gesetzen einrichten müssen, die ihm die Schule vorschrieb, nicht immer zu seiner Freude — denn was da vermieden werden sollte, ging vielfach seiner Meinung nach über das Erträgliche hinaus, und was gefordert wurde, war oft schwer zu erfüllen: jetzt fallen alle derartige Beschränkungen fort; ein Erwachsener unter Erwachsenen, seiner gleichen Rechte mit allen anderen sich bewusst oder wenigstens zu ihrem Bewusstsein erwachend und gewillt, durch ihre Wahrung sich ihrer würdig zu zeigen und ihnen nie etwas zu vergeben, geht er jubelndes Herzens der goldenen Freiheit entgegen, die er für um so seliger hält, als er sie noch nicht kennt, bislang, wie er denkt, nur Druck erfahren hat, auf die Freuden der Unbeschränktheit nur aus den Unannehmlichkeiten der Beschränktheit zu schliessen vermag. Ist es da wunderbar, wenn dem Jüngling, der auf seinem Lebenswege so weit gekommen ist, das Herz in den hellen Schrei der Freude ausbricht, wenn die Brust sich weitet und die Glieder sich straffen im Gefühle der Kraft und der Lebenslust, wenn ihm jetzt nichts mehr unerreichbar dünkt, wenn die ganze Welt ihm offen zu stehen scheint, ja er sich selbst gewissermassen gradezu vorkommt als Herr der Welt? Und ist es wunderbar, wenn in der Erinnerung an diesen schönen Wahn die Zeit, die ihn zeitigte, auch dem späteren Alter oft als die glücklichste des ganzen Erdenwallens sich zeigt? Denn was ist dem schönen Wahn gefolgt als eine Enttäuschung nach der andern? meint so mancher Grämliche und Verbitterte. So wäre es ja vielmehr wunderbar, wenn diese Vorstellung nicht in weiten Kreisen vorhanden wäre.

Aber ist denn dieser Wahn in der That nur ein Wahn und nichts weiter? Ist denn nicht wirklich das junge Blut in gewissem Sinne Herr der Erde? Ist es nicht jeder Mensch, oder hat nicht wenigstens die Menschheit als Ganzes die Herrschaft über den Grund, der ihr zum Wohnsitz angewiesen ist?

Gewiss hat sie diese Herrschaft; sie hat sie von jeher beansprucht, und sie bethätigt sie alle Tage mehr. Sie begnügt sich nicht damit, den vorhandenen Boden mehr und mehr, soweit es möglich ist, ihrem Pfluge unterthänig zu machen oder ihn zum Ertrage der Nutzungen des Waldes, der Bäume und Sträucher zu zwingen; sie ringt nicht nur dem Meer, den Flüssen und Bächen Beute ab; sie steigt nicht nur in die Tiefen der Erde hinab und fördert die dort verborgenen Schätze an das Tageslicht, um sie zum Schmuck, als Tauschmittel, als Material zur Herstellung tausendfacher Geräte, als Genussmittel, als Heizmittel in den mannigfaltigsten Verwendungen zu gebrauchen; sie nutzt nicht nur Land und See zu ewigem



materiellem und geistigem Verkehr von Menschen mit Menschen aus; sie bahnt nicht nur durch wilde Gebirge dem Handel und dem Krieg den Weg, verbindet getrennte Flüsse und Meere und kürzt sich die Fahrt von Ocean zu Ocean um hunderte von Meilen: sie zieht auch die dem Naturmenschen unbegreiflichen und darum ihm, weil er sie nicht beherrschen kann, gleichgültigen oder furchtbaren Kräfte in ihren Dienst, die das physikalische und chemische Wesen unsers Erdendaseins bedingen; ja sie geht über den Dunstkreis des Planeten hinaus, den sie bewohnt, und sucht die Gesetze des Weltalls, die sie sich nicht unterthan machen kann, doch mindestens zu ergründen.

Und an dieser Herrschaft über die Erde hat ja jeder Mensch als Mitglied der Menschheit teil, sofern er nur die Vorteile dieser Mitgliedschaft erkennt und sich zu Nutzen zu machen weiss. Aber dabei kann doch der Mensch im Innern unbefriedigt bleiben; bei allem Gefühl davon, wie viel die Menschheit als Ganzes erreicht hat, wie wirs dann zuletzt so herrlich weit gebracht haben, kann doch das tiefe Missbehagen bestehen, das dem Mangel an Befriedigung im eignen Dasein entspringt. Was hilft die täglich sich erweiternde Herrschaft der Menschheit über die Erde und ihre Bewohner, über die Natur und ihre Kräfte dem, der in seinem Herzen keine Ruhe finden kann, der in seinem Gewissen sich bedrängt und bedrückt fühlt? Und was hilft sie dem, der in den Tag hineinlebt, der keine höheren Genüsse kennt als die des Körpers, dem der Bauch sein Gott ist?

Die Sache steht eben so, dass es nicht nur ein physisches Leben giebt, sondern auch ein moralisches, dass im Dasein der Menschen es sich nicht allein um die körperliche Existenz und die zu ihrer Erhaltung nötigen intellektuellen und instinktiven Mitgaben handelt, sondern auch und vor allem um die sittliche Persönlichkeit und ihr Verhalten zu Gleichberechtigten und zu höheren Gewalten. Und da ist es allerdings schlimm bestellt. Wir sehen es ja, wer weiss, wie oft, wir spüren es an uns selbst, wenn wir unser Auge nicht absichtlich verblenden, dass da von Befriedigung keine Rede sein kann. Wohin wir blicken, überall Sünde, überall Unrecht, Unredlichkeit und Trug, Gewalt und Unterdrückung, Hinterlist und Verrat, Triumphgeschrei der Dränger, Angstruf, lautes Wehklagen und leises Stöhnen, wilder Fluch und verzweifelter Rachewunsch der Unterliegenden. Und über die wüsten Gewalten, die das bewirken, sollte einer Herr werden, von ihnen und ihren Einwirkungen sich unbefleckt und rein erhalten können? Ist es da nicht besser, der Herrschaft in der Welt und auf der Erde, überhaupt dem Leben unter den Menschen zu entsagen, das eigne Dasein und seine Rechte auf sich selbst, die eigne Bedürfnislosigkeit und das Streben nach möglichster Reinheit des Geistes und der Seele in einen stillen Winkel fern vom Getriebe und Lärm des Marktes zu flüchten und allein oder im Verein mit Gleichgesinnten in der Verachtung der Welt die Überwindung derselben zu suchen? So haben Hunderttausende, Millionen gedacht und danach gehandelt; aber haben sie damit ihrer Aufgabe entsprochen, die sie als Menschen unter Menschen gestellt hat? Wohl haben viele von ihnen als Anachoreten, als Mönche sich selbst genügt oder zu genügen geglaubt und sind von ihren Zeitgenossen und der Nachwelt als

Heilige angestaunt und bewundert; andere haben in wilden Zeiten dadurch der Menschheit unvergessliche Dienste geleistet, dass sie als Lehrer des Landbaus, der Obst- und Blumenzucht, als Baumeister, Bildhauer und Maler, als Bewahrer der litterarischen Schätze vergangener Zeiten das Zurücksinken der Völker in die alte Barbarei verhütet haben: aber die Weltflucht, die Abkehr von dem Leben in ihrem Volk hat ihnen im ganzen auf die Dauer doch nicht gegeben, was sie suchten, ja hat nicht einmal der ärgsten Verweltlichung in ihren eignen Reihen gewehrt.

Aber auch die andern, die nicht von der Welt sich abwandten, vielmehr in den Strudel des Lebens sich hineinstürzten und durch schranken- und rücksichtslose Bethätigung des gemeinsten Egoismus sich selbst zu befriedigen und ihren Herrscherberuf denen zu beweisen suchten, die es ihnen darin nicht gleich thun konnten, auch diese haben in Wahrheit nicht gefunden, wonach sie strebten. Denn wenn sie am Schlusse ihrer Laufbahn angelangt waren und das Facit aus ihrem Leben, ihrem Thun und Wirken zogen, die Erfolge ihres Seins betrachteten und erwogen, was sie sich und anderen genutzt hatten, so erfasste sie noch stets, sofern sie aufrichtig sich selbst Rechenschaft ablegten und sich nicht gegen die Resultate ihres Nachdenkens verhärteten, herzliche Verachtung wie aller menschlichen Verhältnisse so auch ihrer eignen Bestrebungen, die sie als verfehlt und nichtig erkannten, und sie gestanden ein: Es ist alles eitel; des Menschen Leben ist ein Traum, nicht des Träumens wert!

Und die Leichtsinnigen, die Charakterlosen, die Wankelmütigen, die Schwankenden — sie alle kommen ebenso wie jene am Ende zur Erkenntnis ihrer Schuld und Schwäche und, wenn sie auch das Leben lieben, weil sie nach dem Leben nichts kennen und vielleicht manches fürchten, doch zu dem Seufzer: Was will all unser Hasten und Jagen, unser Thun und Treiben? Was wir des Tags beschicken, was in Summa den Erfolg unsers Daseins ausmacht, ist es denn wirklich des Aufstehens und Ankleidens wert?

Und doch lacht die liebe Sonne am Himmel, Fluren und Wälder schmücken sich mit neuem Grün, die Vögel schmettern ihr Jubellied in die Lüfte, allüberall regt sich Leben und Weben — und das Menschenherz allein sollte stumm bleiben bei all dem harmonischen Einklang der Natur? Es sollte nicht mit einstimmen in den Psalm, den die Welt dem Schöpfer singt? Es sollte nicht ihm sich näher fühlen, seinen Hauch spüren, das Wehen seines Geistes ahnen? Das ist nicht möglich. Und wie der Mensch die Welt und all ihre Herrlichkeit wieder kennen, lieben und sich in sie versenken lernt, so lernt er dann auch die Menschen kennen, die ihn umgeben. Wie er mit liebender Aufmerksamkeit die Natur beobachtet und ihrem geheimen Walten die Weisen und Wege abzulauschen sucht, so vertieft er sich auch in die Geheimnisse der Menschenseele und bestrebt sich, den Ursprung, den Gang und die Ziele ihrer Regungen zu ergründen. So lernt er die Natur und die Menschen verstehen und lieben; dies Verständnis fördert seine Kraft, im Reich der Natur und im Kreise der Menschen zu herrschen — aber möglich wird diese Herrschaft und damit die



wahre Weltherrschaft des Menschen doch nur, wenn er seinerseits der Natur und seinen Mitmenschen keine Herrschaft über sich einräumt, wenn er sich weder jener noch diesen gefangen giebt, sondern sich die Herrschaft über sich selbst bewahrt. Das kann er aber nur, wenn er in seinem eignen Wesen festgegründet ist, mit einem Wort, wenn er eine religiöse Persönlichkeit ist.

Wahrer Herr der Welt ist der Mensch allerdings nur in der Reinheit, in der er aus Gottes Schöpferhand hervorgegangen ist; seit er der Sünde anheimgefallen ist, hat er nicht mehr die Fähigkeit, das ihm von seinem und der Welt Schöpfer bestimmte Erbe im vollen Umfange anzutreten. Aber er kann sich doch dem Ideale der Menschheit mehr oder weniger nähern und dem entsprechend auch seinem Beruf, Herrscher der Welt zu sein, mehr oder weniger genügen. Wem das in möglichster Vollkommenheit gelingt, der freut sich der Welt Gottes und ihrer Herrlichkeiten und genießt dankbar die Gaben, die sie ihm bietet, die er als Gaben Gottes erkennt; er genießt dankbar auch den kleinen Teil derselben, der vielleicht nur auf ihn kommt nach der Stellung, die er im Leben einnimmt. Was ihm seine Mittel nicht zu geniessen erlauben, das weiss er zu entbehren; könnte er das nicht, so würde er damit selbst den Beweis liefern, dass nicht er die Erde, sondern die Erde und das Irdische ihn beherrscht. Ebenso benutzt er die ihm zu Gebote stehenden Güter der Erde stets nur mit dem Vorbehalt, sich ihrer auch entäussern zu können, wenn es ihm beliebt. Kurz, der wahre Herr der Erde erweist sich eben dadurch als solcher, dass er zeigt, er kann ihrer Schätze auch entraten, dass er ihren Lockungen keinen Einfluss auf sein inneres Leben und sein Thun gestattet, dass er in seinen Handlungen den göttlichen Geboten folgt. Wer Gott gehorcht, der ist frei von der Welt, die er nicht fürchtet, da er sich in Gottes Hut sicher weiss; er ist Herr der Welt, denn er ist unüberwindlich in der Gewissheit, dass weder Tod noch Leben, weder Engel noch Fürstentum noch Gewalt, weder Gegenwärtiges noch Zukünftiges, weder Hohes noch Tiefes noch keine andre Kreatur ihn scheiden mag von der Liebe Gottes, die in Christo Jesu ist, unserm Herrn.

Aber zu solcher Herrscherstellung gelangt keiner ohne die Gnade Gottes und mannigfaltige Zucht in Schule und Leben. Grade hier gilt der vorhin von einem von Ihnen, meine lieben Abiturienten, erörterte Satz: *Ὁ μὴ δαρεῖς ἄνθρωπος οὐ παιδεύεται*. Möge es Ihnen zu Teil werden, an sich selbst die Wahrheit dieses Satzes zu erfahren, nach den bitteren Wurzeln der Bildung deren süsse Früchte zu kosten und zu der Stellung durchzudringen, von der ich sprach. Ist Ihnen das gelungen, so ist der schöne Wahn der Weltherrschaft kein Wahn mehr, er ist Wirklichkeit, die nicht entschwindet, sondern bleibt, nicht nur kurze Tage, sondern dies Leben hindurch und in Ewigkeit.



